

Justus-Liebig-Universität Gießen
Christian-Albrechts-Universität
zu Kiel
Humboldt Universität zu Berlin

Übersicht

1. Interdependenzen: Ein (altes) Thema in Frauenbewegung und feministischer Theorie in Deutschland
2. Die internationale und aktuelle Debatte
3. Beispiel: Emanzipation und Ungleichheitsverhältnisse
Weitere Perspektiven

1. Interdependenzen: Ein (altes) Thema in Frauenbewegung und feministischer Theorie in Deutschland

Die aktuelle Debatte um Interdependenzen hat vielfältige historische Vorläufer. Sie konzentrierte sich früher jedoch häufig auf die Frage nach den Wechselwirkungen zweier Macht-Dimensionen. So prägte etwa die Frage nach dem Zusammenhang zwischen Klasse und Geschlecht stark die Politik und Kontroversen der ersten Frauenbewegung in der Auseinandersetzung zwischen bürgerlicher und proletarische Frauenbewegung, aber auch in der Neuen Frauenbewegung der 70 und 80er Jahre des letzten Jhds. standen die radikalen den sozialistische Feministinnen mehr oder weniger unversöhnlich gegenüber, um den Primat des Geschlechterverhältnisses gegenüber dem des Kapitalismus zu verteidigen. Dieser Kampf um den „Hauptwiderspruch“ d.h. um den prägenden Einfluss einer Dimension der Dominanz gegenüber einer anderen trat im Zuge der Thematisierung von Ethnizität immer weiter zurück, zumal sich auch weitere diskriminierte Gruppen mit ihrer Perspektive zu Wort meldeten, bis schließlich mit der Queer theory aber auch mit postkolonialen Theorien die Berechtigung identitätsbildender Kategorien überhaupt in Frage gestellt wurden. Es geht in dieser Debatte deshalb nicht mehr in erster Linie um die Frage, welche Kategorie Vorrang vor der anderen habe - in der sich auch der Geltungsanspruch der verschiedenen politischen Bewegungen widerspiegelte - , sondern

vielmehr um die Frage, *wie* die verschiedenen Dimensionen zusammenwirken, also um die Frage nach den Interdependenzen.

Bereits in den 80er Jahren hatten Schwarze Frauen, Migrantinnen und jüdische Frauen in Deutschland sehr eindringlich gefragt, wen die Mehrheitsfrauen eigentlich meinten, wenn sie von „der“ Frau sprachen. Ebenso wurde damals von Historikerinnen und Soziologinnen die Frage aufgeworfen, wie sich eigentlich die nicht verfolgten Frauen im Nationalsozialismus verhalten hatten. Diese Frage erschien deshalb so dringlich, weil aufgrund der Einschätzung, dass der Nationalsozialismus mit seinem Männlichkeitskult eine Extremform des Patriarchats darstellt, in erster Linie die Frauen die Leidtragenden des Systems hätten sein müssen. Das war jedoch offensichtlich nicht der Fall, bedeutete doch die Zugehörigkeit zum Judentum oder zu anderen verfolgten Gruppen - gleichgültig ob für Frauen oder Männer - das eigentlich tödliche Risiko. Demgegenüber haben so genannte arische Frauen den Nationalsozialismus teilweise sogar als eine Befreiung aus einengenden Familienverhältnissen und als Chance zur Bewährung empfunden.

In dieser Debatte wurde also deutlich, dass:

- ein eindimensionaler (feministischer) Blick und einfache Täter-Opfer Dichotomien unangemessen sind,
- andere als patriarchale Unterdrückungsformen in bestimmten Kontexten relevanter sein können, und
- dass die Diskriminierung von Frauen ihre Dominanz in anderen Hinsichten nicht ausschließt.

Diese Fragen wurden u.a. im Konzept der „Mittäterschaft“ (Thürmer-Rohr 1988) diskutiert, aber es wurde auch die Frage nach der Frau als Täterin immer deutlicher gestellt (Gravenhorst /Tatschmurat 1990; Frauen gegen Antisemitismus 1993). Einflußreich war zu jener Zeit auch das Buch von Martha Mamozai: „Schwarze Frau, Weisse Herrin“ (1982), die auf die Teilhabe der weißen deutschen Frauen in den Kolonien hinwies und damit auch die Frage stellte, inwiefern die Ermächtigung weißer Frauen als Kolonialherrinnen mit ihrem Selbstbild als patriarchal Unterdrückte vereinbar ist. Schließlich wiesen behinderte Frauen darauf hin, dass weder das Klischee vom sexualisierten weiblichen Körper noch das der fürsorglichen Mütterlichkeit auf sie projiziert wurde. D.h. dass weibliche Rollenklischees keineswegs für alle Frauen in gleicher Weise gelten (vgl. Barwig und Busch 1993 oder Arnade 1992).

Über die Diskussion um die Mittäterschaft und Täterschaft von Frauen hinaus wurde der Zusammenhang unterschiedlicher Unterdrückungsformen in der deutschen Diskussion durch Ilse Lenz (1995) thematisiert, indem sie das Konzept von der doppelten Vergesellschaftung (Becker-Schmidt 1987) von Frauen zum Konzept der *dreifachen Vergesellschaftung* erweiterte. Dabei bezieht sie die Zugehörigkeit zur Nation als Strukturkategorie mit ein, weil auch diese den Zugang zu Ressourcen ihrer Meinung nach entscheidend steuert. Allerdings kann Lenz mit der Erweiterung der Kategorien um die der Nation nicht anderen Kategorien wie die der „Rasse“ gerecht werden; zudem stellt sich die Frage, inwiefern weitere Diskriminierungsverhältnisse wie Alter, sexuelle Orientierung oder Behinderung, wiederum eigene Vergesellschaftungsformen darstellen. Damit stellt sich auch die Frage der prinzipiellen Unendlichkeit der Kategorien, auf die wir im Zusammenhang mit dem Konzept von Davina Cooper unten näher eingehen werden.

Mitte der 90er Jahre wurde von mir das Konzept der *Dominanzkultur* (Rommelspacher 1995 und 2002) entwickelt, das davon ausgeht, dass sich die Gesellschaft nicht aus einer oder einer begrenzten Anzahl von Perspektiven heraus analysieren lässt, sondern dass unterschiedliche Machtdimensionen die gesellschaftlichen Strukturen und das konkrete Zusammenleben bestimmen, und im Sinne eines *Dominanzgeflechts* miteinander verwoben sind. Der Begriff Dominanz bezieht sich dabei auf die Vorstellung, dass sich die Machtverhältnisse weder auf eindeutigen Strukturen von Herrschaft reduzieren lassen, noch durch frei flottierende Zirkulationen von Macht hinreichend beschrieben werden können, sondern dass sich Macht, in Anlehnung an das Konzept von Norbert Elias (1990) aus vielen unterschiedlichen Quellen speist, vernetzt, und dass sich dabei beständige Asymmetrien herausbilden, die den Anspruch auf soziale Unterscheidung und Überlegenheit durchsetzen. Kultur ist dabei u.a. auch als ein Medium zu begreifen, mit dem symbolische Grenzen gezogen werden und das den Menschen „ihre“ Position in der Gesellschaft zuweist. Denn über Kultur wird auch festgestellt, wer in der Norm lebt und sie repräsentiert und wer von ihr abweicht (vgl. dazu auch Nira Yval Davis 2001).

Die westlichen Gesellschaften sind jedoch durch die Existenz und Wechselwirkung verschiedener Unterdrückungsverhältnisse nicht hinreichend beschrieben – verdanken sie ihre politischen Verfasstheit und ihr Selbstverständnis doch gerade auch dem Kampf gegen Unterdrückung und Ungleichheit, wie dies paradigmatisch mit der Deklaration der Menschenrechte in den bürgerlichen Revolutionen artikuliert worden ist. Bekanntlich brachten diese jedoch nur ihren Protagonisten, nämlich den weissen, christlichen, männlichen Bürgern die Rechte und die Freiheit, die sie im Namen der gesamten

Menschheit zu erkämpfen vorgegeben hatten. Daraus ergibt sich der zentrale Widerspruch der westlichen Moderne, nämlich auf der einen Seite die Gleichheit aller Menschen zu behaupten, und sie auf der anderen Seite zu negieren, denn die Zeit der bürgerlichen Revolutionen war zugleich die Zeit von Kolonialismus und Sklaverei. Die Aufklärung ging Hand in Hand mit der Entwicklung von Rassentheorien und das Selbstverständnis des Westens, die „Zivilisation“ in die ganze Welt zu tragen ging einher mit mörderischen Eroberungen, die Millionen von Menschen das Leben kostete.

Es besteht also eine ungeheure Diskrepanz zwischen dem Anspruch auf Gleichheit aller Menschen auf der einen Seite und der Durchsetzung von Ungleichheitsverhältnissen auf der anderen – im Gegensatz zu der feudalen, vormodernen Ordnung, in der etwa die Ungleichheit der Stände und der Geschlechter Ausdruck einer gottgewollten Ordnung war. Aus dem modernen Anspruch auf Gleichheit aller Menschen ergibt sich die Notwendigkeit, die Wirklichkeit der Hierarchien zu verbergen (*Dominanztabu*) bzw. ihnen den Anschein von Rationalität zu geben. Insofern wurden mächtige *Legitimationslegenden* geschaffen, die Ungleichheit angesichts des Gleichheitsanspruchs rechtfertigen sollten, wie vor allem Rassismus, Sexismus, Leistungsideologie und die verschiedenen Formen des Normalismus. Darüber hinaus dienten die Gleichheitsideologien selbst dazu, Ungleichheitsverhältnisse durchzusetzen (*Egalitarismus*; dazu unten das Beispiel zum Emanzipationsdiskurs).

Auf der anderen Seite setzte der Widerspruch zwischen Gleichheitsanspruch und Ungleichheitsverhältnisses aber auch eine Dynamik frei, die all jene, die von der gesellschaftlichen Partizipation ausgeschlossen waren, dabei unterstützte sich diese zu erkämpfen, konnten sie sich doch nun auf die universalen Menschenrechte berufen; angefangen von der Arbeiterbewegung über die Frauenbewegung bis hin zu dem Kampf gegen Sklaverei und die Bürgerrechtsbewegung der Schwarzen in den USA sowie den Neuen sozialen Bewegungen der 1970er und 1980er Jahre. Das heisst die Dynamik der westlichen Gesellschaften ist sowohl aus den Traditionen von Expansion und Bemächtigung wie auch aus dem Widerstand dagegen zu erklären.

Das Konzept der Dominanzkultur focussiert deshalb auf die Fragen:

- Wie wird Ungleichheit in einer Gesellschaftlich legitimiert, die vom Gleichheitsanspruch getragen ist? (*Dominanztabu; Egalitarismus*)
- Wie interagieren unterschiedliche Dimensionen der Dominanz; und zwar nicht nur im Sinne mehrfacher Diskriminierung sondern in Bezug auf die *Gleichzeitigkeit von Diskriminierung und Dominanz*

- Wie wirken die Dominanzverhältnisse nicht nur auf diejenigen, die unterdrückt sind, sondern auch auf diejenigen, die *Dominanzpositionen* innehaben.

Unabhängig von diesem Diskussionsstrang wurden kontinuierlich Konzepte weiter entwickelt, die nach dem Zusammenhang zwischen Kapitalismus und Patriarchat fragten (vgl. etwa Ursula Beer 1990). Wiederum relativ unabhängig davon wurde in der Soziologie und hier vor allem in der sozialen Ungleichheitsforschung das Thema Geschlechterverhältnis immer mehr in bestehende Analysen integriert. So wurden das Konzept einer vertikalen Gliederung durch Klassen und Schichten immer mehr durch das Konzept von „Sozialen Milieus“ abgelöst, das durch ähnliche Lebenslagen und ähnliche bzw. typische Mentalitäten bestimmt ist (Hradil 1987). Es wurden „neue“, so genannte horizontale Ungleichheiten eingeführt, wie Geschlecht, Alter, Ethnizität, Region etc.. Dementsprechend haben etwa Vester und Gardemin (2001) basierend auf empirischen Untersuchungen innerhalb verschiedener Milieus die Geschlechterhierarchien sichtbar gemacht. D.h. auch von der etablierten Sozialstrukturanalyse her, wurde die Notwendigkeit weiterer Differenzierungen wie auch die Frage nach den Interdependenzen zwischen verschiedenen Ungleichheitsdimensionen immer deutlicher gestellt. Allerdings entwickelte sich hier diese Fragestellung nicht aufgrund der Forderungen politischer Bewegungen nach Repräsentanz, sondern aus der Analyse gesellschaftlicher Modernisierungsprozesse. Danach machen die zunehmende Entstandardisierung der Lebensverhältnisse und entsprechende Individualisierungsprozesse auch Differenzierungen bei der Analyse der Lebenslagen notwendig.

Entscheidenden Einfluss kommt in dem Zusammenhang auch der Klassentheorie von Pierre Bourdieu (1985,1987) zu, der sich nicht auf die Analyse ökonomischer und sozialer Ungleichheiten beschränkt, sondern den Anspruch einer umfassenden Gesellschaftsanalyse erhebt und dabei möglichst viele Ungleichheitsparameter einbeziehen will. Für ihn ist die Geschlechterhierarchie kein unabhängiges Merkmal sozialer Struktur, sondern systematisch mit der Klassenzugehörigkeit verwoben. Die Produktivität dieses Ansatzes zeigt sich etwa in den Forschungen von Petra Frerichs(1997), die die Reproduktion des Geschlechterverhältnisses in den verschiedenen Klassenmilieus untersucht hat und dabei auf sehr unterschiedliche Machtpositionen der Geschlechter je nach Klassenposition gestossen ist.

2. Die internationale Debatte und aktuelle Diskussionen

Im angloamerikanischen Raum wurde die Debatte um Interdependenzen durch eine vergleichsweise starke politische Präsenz von Queerbewegungen wie auch eine viel lebhaftere Auseinandersetzung um Diversity und Multikulturalismus sehr bereichert. Besonders einflussreich war in dem Zusammenhang der Beitrag von Judith Butler (1995), die aus einer radikal konstruktivistischen Position heraus Geschlecht als diskursiv erzeugte Zwangsidentität versteht. Dementsprechend sollen die Parodie, das Spiel mit Identitäten und das Aufdecken ihrer Konstruktionsprinzipien im Sinne einer „subversiven Identitätspolitik“ Spielräume für alternative Identitätsformationen eröffnen. Inzwischen gibt es eine recht breite kritische Auseinandersetzung mit ihrem Konzept, die hier nicht dargestellt werden kann. Entscheidend für unser Thema ist jedoch ihre radikale Infragestellung von Kategorisierungen überhaupt, denn die Frage nach Interdependenzen verliert ihren Sinn, wenn nichts miteinander interagieren kann, das sich voneinander unterscheiden lässt.

Eine solche „anti-kategoriale“ Position muss sich jedoch die Frage gefallen lassen, ob der Widerstand gegen kategoriale Setzungen sich nicht in der Unendlichkeit von Verwerfungen verliert und ob er nicht selbst auch in neuen Reifizierungen von Geschlechterkategorien befangen bleibt. Und so fragt sich mit West und Zimmerman: Can we ever avoid doing gender? (1991). Zu fragen ist aber auch wie die „subversive Rede“ an die Machtverhältnisse angebunden ist, um dem Vorwurf eines linguistischen Idealismus entgehen zu können. Wenn lediglich die Konstruktionsprinzipien in Frage gestellt werden und kein Bezug auf inhaltliche und historisch entwickelte Machtverhältnisse Bezug genommen wird, dann wir immer unklar bleiben, warum bestimmte Differenzen anstößig sind und andere nicht.

Die Konstruiertheit von Identitäten wird auch im Kontext postkolonialer Theorien (vgl. Castro Varela und Dhawan 2005) in der Vordergrund gestellt. Ihre Essentialisierung wird hier als der entscheidende Mechanismus (post)kolonialer Herrschaft analysiert. Entsprechend ist auch das Ziel politischer Gegenbewegungen in Form einer subversiven Identitätspolitik die hegemonialen Klassifikationen aufzubrechen und durch „Hybridisierung“ zu unterlaufen. Das Problem ist hier jedoch wie auch in der queer theory die Annahme einer Gleichursprünglichkeit von Differenz und Hierarchie. Bringen alle Differenzen Hierarchien hervor bzw. sind alle Hierarchien gleichermaßen relevant? Aber verschiedene Hybriditäten werden im gesellschaftlichen Diskurs durchaus auch

unterschiedlich gewertet und in legitime und weniger erwünschte eingeteilt, wie etwa Umut Erel (2004) feststellt. Die Strategie der Hybridisierung als eine widerständige Praxis kann ihrer Meinung nach nur dann erfolgreich sein, wenn die Thematisierung kultureller Differenz auch in Bezug zu anderen Machtverhältnissen gesetzt wird.

Weitere wichtige Autorinnen in dieser Debatte sind Iris Young (1990) mit ihrer Analyse unterschiedlicher Unterdrückungsformen wie auch Nancy Fraser (2001), die vor allem auf die unterschiedlichen Dimensionen der Ungleichheitsproduktion im Sinne der Ressourcenzuteilung und der Anerkennung hinweist. Im Laufe der verschiedenen Diskussion kristallisierten sich jedoch immer wieder bestimmte Problemkonstellationen heraus. Eine der zentralen Streitpunkte war dabei die Frage, ob die Interdependenz der Machtverhältnisse aus der Perspektive der jeweils betroffenen Gruppen oder in Bezug auf gesellschaftliche Strukturen betrachtet werden soll.

Gruppen oder Strukturen

Bezieht man sich in der Analyse auf die gesellschaftliche Position einer bestimmten Gruppe, bleibt diese immer im Dilemma der Identitätspolitik befangen d.h. in neuen Verfestigungen von Identitäts- und Gruppenstrukturen. Darüber hinaus sind die Voraussetzungen der Gruppenbildung selbst bereits problematisch: So begreifen sich viele Mitglieder einer Gruppe gar nicht als solche und/oder betrachten die Tatsache ihrer Unterdrückung weder als relevant geschweige denn gar als identitätsbildend¹. Zudem werden die Individuen in diesen Analysen vorrangig über den Status ihres Unterdrücktseins definiert und so der Möglichkeitsraum von Eigenbestimmtheit ausgeblendet. Schließlich ergibt sich das Problem der Mehrfachzugehörigkeit: Niemand kann alleine einer Gruppe zugeordnet werden. Zudem können die verschiedenen Gruppenzugehörigkeiten je nach Kontext eine unterschiedliche Relevanz für das einzelne Subjekt haben. Darüber hinaus können die Gruppe fördernde Momente für einzelne ihrer Mitglieder repressiv sein, es können also auch Einzel- und Gruppeninteressen in Widerspruch geraten.

Angesichts all dieser Probleme erscheint der Bezug auf gesellschaftliche Strukturen Erfolg versprechender. In dem Zusammenhang wurde vor allem das Achsenmodell populär, das in Deutschland derzeit etwa Cornelia Klinger und Gudrun-Axeli Knapp (2005) vertreten. Sie gehen in ihrer Analyse von Achsen als „institutionalisierte Gefüge sozialer Relationen“ aus und beziehen sich dabei auf die Kategorien Klasse „Rasse“ und

¹ Hier entsteht das Problem des „falschen Bewusstseins“, das bereits aus der marxistischen Debatte bekannt ist.

Geschlecht, die sie als gleich gewichtig (symmetrisch) betrachten. Damit wollen sie eine „unproduktive[n] Frontstellung“ zwischen „sozialer Ungleichheit vs. Entstrukturierung; kulturellen vs. ökonomischen Faktoren; System vs. Akteursperspektive überwinden.

Allerdings geben sie wenig Aufschluss darüber, wie das geschehen soll, denn tatsächlich birgt das Achsenmodell in sich selbst wiederum eine Reihe von Problemen: So lassen die Achsen – wie Davina Cooper (2004) – heraus arbeitet, jeweils nur eine Zuordnung auf einer Dimension zu und ordnet diese zugleich polar an. Wo aber würde man etwa auf der Achse Ethnizität z.B. Juden, Afrodeutsche oder AussiedlerInnen einordnen? Die Polarität der Zuordnung suggeriert ein Mehr oder Weniger in der Teilhabe an einer bestimmten Kategorie. Auch ist völlig unklar wie man sich Wechselwirkungen zwischen den verschiedenen Achsen vorstellen kann. Zudem fragt sich wie die Wechselwirkungen zwischen verschiedenen „Überschneidungen“ aussehen könnten. Das Problem der „Überschneidung“ könnte ein Artefakt sein, das aus der analytischen Trennung der Kategorien erst entsteht.

Darüber hinaus hat Kimberle Crenshaw² (1998) in einem einflussreichen Artikel gezeigt, dass mithilfe der „Achsen“ selbst bestimmte normative Vorstellungen transportiert werden. Anhand der Schwierigkeiten der US-amerikanischen Rechtssprechung mit der Beurteilung der Diskriminierung schwarzer Frauen zeigt sie, dass in der Wahrnehmung sexistischer Diskriminierung, die Diskriminierung weisser Frauen als Norm zugrunde liegt und in Bezug auf rassistische Diskriminierung die schwarzer Männer. Die „Achsen“ selbst sind normativ eingebettet und nicht neutral gegenüber allen potentiell diskriminierten Gruppen³.

Das lässt sich anhand der Analyse von Cornelia Klinger (2003) zeigen: Sie beschreibt z.B. die Spaltung in einen privaten und öffentlichen Bereich als das entscheidende Moment in der Geschlechterkonstruktion. Diese hat jedoch je nach Status sehr unterschiedliche Bedeutung. So war etwa für die Sklavinnen, worauf die Schwarze Frauenforschung hingewiesen hat, die Trennung in einen Privatraum und eine für sie unzugängliche Öffentlichkeit für ihre Position nicht relevant. Das galt auch für einen Teil der proletarischen Frauen wie z.B. die Dienstmädchen. D.h. die Kategorie „Geschlecht“ impliziert ein bestimmtes Bild vom Geschlechterverhältnis und stellt dies nicht in „reiner“ Form dar, das nun durch die Wechselwirkung mit anderen Kategorien wie etwa mit der der Klasse neue Konstellationen schaffen würde. Aber auch der „Rasse“ Begriff von Klinger ist

² Crenshaw zitiert in dem Zusammenhang das Motto eines Black womens studies book: All the Women Are White, All the Blacks Are Men, But Some of Us are Brave.

³ In dem Zusammenhang kann man auch auf die Analyse von Simone de Beauvoir (1968) verweisen, die schon damals feststellte, dass die weisse Frau den „Luxus“ habe, ein Geschlecht zu haben, während es den schwarzen Frauen bzw. den SklavInnen in der Antike abgesprochen wurde.

problematisch, indem er eindimensional auf ein „Außen“ im Sinne kolonialer Ausbeutung und Eroberung festgelegt ist. Wie aber steht es mit anderen Rassismen wie dem Antisemitismus, dem Antiziganismus oder aber dem Rassismus im Foucaultschen Sinn, der in Form von „Biomacht“ den Volks-„körper“ optimieren möchte? Schließlich zeigt ihre Einschätzung der Relevanz von Differenzen anhand ihres Bezugs zur Arbeit, dass sie aus einer sehr bestimmten Position heraus die Kategorisierungen vornimmt, auf deren Begrenztheit in Bezug auf die Politik der Repräsentation z.B. N. Fraser (1997,2001) eindringlich hingewiesen hat. Dementsprechend kann auch das additive Modell, das Klinger vertritt, nicht überzeugen, unterstellt es außer der Eindimensionalität der Achsen eine quantitative Steigerung der Diskriminierung je nach Anzahl der Unterdrückungszusammenhänge⁴ und suggeriert zudem als Resultat von Überschneidungen ein Amalgam von Unterdrückungsmerkmalen, die sich aus den sich kombinierenden Diskriminierungsformen ergeben.

Davina Cooper (2004) schlägt angesichts der verschiedenen Dilemmata ein Konzept der *Organisationsprinzipien von Ungleichheit* (organizing principles of inequality) vor. Diese Prinzipien prägen soziale Dynamiken wie auch gesellschaftliche Institutionen. Ein Organisationsprinzip ist nach Cooper umso mächtiger, je stärker es gesellschaftliche Normen, Diskurse und soziale Beziehungen zu prägen und mit anderen Prinzipien in Wechselwirkung zu treten vermag. Auf diese Weise können relevante von weniger relevanten Differenzen unterschieden werden. Das entscheidende Kriterium dabei ist, inwiefern ein Organisationsprinzip Ungleichheit fördert oder abbaut.

Cooper demonstriert dies anhand der Frage, ob die Forderung nach öffentlich ausgeübten Ritualen einer jüdischen Gemeinde in einer englischen Stadt mehr politisches Gewicht hat als etwa die Forderung von Rauchern nach Selbstbestimmung gegenüber ihrer Unterdrückung durch Nichtraucher.

Diese Frage lässt sich ihrer Meinung entscheiden, indem man nach den Auswirkungen der jeweiligen Forderungen auf die Identität der davon Betroffenen fragt, also wie identitätsbildend überhaupt die Zugehörigkeit zu der jeweiligen Gruppe ist, wie das Machtverhältnis zwischen den beteiligten Gruppen ist und in welche historischen Traditionen es eingebunden und von welchen gesellschaftlichen Institutionen es getragen wird. So ist bei der Bewertung im Fall der jüdischen Gruppe auch ihre jahrhundertealte Diskriminierung, also das Verhältnis der Mehrheit zur Minderheit mit einzubeziehen und zu

⁴ Das additive Konzept wird von „mehrfachdiskriminierten“ Frauen wie den behinderten Frauen auch insofern abgelehnt, als hier das Bild des hilflosen Opfers weiter tradiert wird, das selbst ein zentrales Merkmal behindertenfeindlicher Klischees ist (vgl. J. Morris 1997).

fragen, ob eine solche Regelung die Gleichheits- und Freiheitsansprüche in der Gesellschaft verstärkt oder vermindert.

Coopers Frage ist also, inwiefern ein bestimmtes Prinzip die Zu/Abnahme von Ungleichheit in der Gesellschaft bewirkt und zwar sowohl über Normen und Werte wie auch über gesellschaftliche Institutionen. Soziale Dynamiken und Organisationsprinzipien sind für Cooper zwei miteinander verwobene Schichten innerhalb eines nie voll zu verstehenden Ganzen. Indem auf die eine Ebene focussiert wird tritt die andere zurück und umgekehrt. Mit einer solch vielschichtigen Sichtweise versucht Cooper Hilfestellungen dafür zu geben zwischen relevanten und weniger relevanten Differenzen entscheiden zu können. Dabei kann auch ein Thema, wie das der Raucher z.B., das für sie nur den Status einer gesellschaftlichen Benachteiligung hat und nicht soziale Ungleichheit herstellt, durchaus in einem bestimmten Kontext zu einer politisch relevanten Differenz werden, nämlich dann wenn sie sich prägend auch auf andere Ungleichheitsverhältnisse auswirken sollte.

Ihr Konzept ist in diesem Stadium noch sehr offen formuliert, es verweist aber auf die Notwendigkeit unterschiedliche Wirksamkeitsebenen gleichzeitig zu betrachten. Die Frage ist, inwiefern sie das Konzept weiter zu fundieren und zu konkretisieren vermag. Im Folgenden soll nun der Zusammenhang zwischen Klasse, Geschlecht und Ethnizität anhand eines ideologischen Elements des Organisationsprinzips „Geschlecht“ nämlich dem Konzept von „Emanzipation“ exemplarisch aufgezeigt werden.

3. Beispiel: Emanzipation und Ungleichheitsverhältnisse

Die aktuelle Debatte zur Einwanderungsgesellschaft konzentriert sich in Deutschland derzeit wesentlich um eine Argumentationsfigur, in der die „emanzipierte“ deutsche Frau der „unterdrückten“ Muslima gegenüber gestellt wird. Im Begriff der Emanzipation, an der die Muslima gemessen werden, werden die kulturellen Normen der Mehrheitsgesellschaft als die einzig relevanten angesehen. Auf dem Hintergrund der Geschichte des ‚Westens‘ ist dieser Ethnozentrismus ein *Eurozentrismus*, der im Sinne postkolonialer Theorie im Deutungshorizont der Kolonialgeschichte zu verstehen ist, auch wenn es heute keine Kolonien mehr gibt. Der „Westen“ imaginiert sich hier als fortschrittlich und dem „Rest der Welt“ (Hall 1992) überlegen und hat nicht aufgehört zu glauben, die Welt „zivilisieren“ zu müssen. Die Unterschiede zwischen gesellschaftlichen Kollektiven, Völkern und Nationen werden dabei gewissermaßen auf eine Zeitschiene projiziert. Indem die „westlichen“

Gesellschaften sich ständig weiterentwickeln, neu ausdifferenzieren und umdefinieren, können die Anderen jedoch in der Regel die vorgegebenen Standards kaum erreichen und werden immer ein Stück weit zurückgelassen. Bernhard Giesen (1999) spricht in dem Zusammenhang von einer „Diffusionsverzögerung“ von Seiten derer, die die Deutungsmacht innehaben. Sie bauen ihren „Vorsprung“ ständig aus und hindern so die Anderen daran aufzuholen.

In Bezug auf den Gegensatz zwischen „westlicher“ und „muslimischer“ Frau zeigt sich der Eurozentrismus in einer Verpflichtung der Frauen auf ein Emanzipationskonzept, das auf westliche Lebensverhältnisse und hier insbesondere der Mittelschichten zugeschnitten ist. Der Feminismus westlicher Prägung muss jedoch nicht unbedingt attraktiv für andere Frauen sein. Er ist, vor allem für die Frauen interessant, die durch die Erwerbsarbeit ihre Lebenssituation nachhaltig verbessern können. Und das ist - weltweit gesehen - für die wenigsten Frauen der Fall.

Emanzipation⁵ und Lebenssituation

So ist etwa die Hälfte der Weltbevölkerung von der Geldwirtschaft abgekoppelt. D.h. der Unterhalt kann nicht durch Erwerbstätigkeit gesichert werden. Insofern macht auch ein Emanzipationsbegriff, der sich primär auf die Erwerbstätigkeit von Frauen stützt, hier keinen Sinn. Erwerbstätigkeit kann diesen Frauen weder einen gesicherten Lebensunterhalt, geschweige denn die Gleichstellung mit den Männern versprechen. Vielmehr müssen sie sehen, wie sie im informellen Sektor, in der Reproduktionsarbeit im Wechsel zwischen Erwerbsarbeit und Arbeitslosigkeit sich unterhalten können und bei anderen Unterstützung finden. Insofern sind diese Frauen auf soziale Netzwerke und gegenseitige Verpflichtungen angewiesen, die ihnen ein Minimum an sozialer Sicherheit gewährleisten. z.B. auch über einen Geschlechtervertrag, der den Männern die Pflicht auferlegt für sie und ihre Kinder zu sorgen, denn Unterstützung können sie meist nur von ihrem Familienverband erwarten. Das heisst auch, dass Regelungen, die die Loyalität etwa zwischen Eltern und Kindern oder die zwischen den Geschlechtern sichern von großer Bedeutung sind. So ist etwa die Heirat nicht in erster Linie ein emotional motivierter Bund zwischen zwei Individuen, sondern sie hat vor allem die Funktion soziale und

⁵ Der Emanzipationsbegriff wird hier in seiner vorherrschenden Verwendung im Sinne eines liberalen Feminismus benutzt, das im Zugang zu gesellschaftlichen und Ressourcen und Partizipation das Schlüsselement sieht; er bezieht sich hier also nicht auf radikale Positionen, die grundsätzliche Umstrukturierungen der Geschlechterordnung anstreben.

wirtschaftliche Stabilität zu sichern. Insofern können die Familien die Heirat ihrer Kinder auch nicht so etwas Prekärem wie einem Liebesverhältnis überlassen sondern werden sie entsprechend den sozialen und ökonomischen Notwendigkeiten zu steuern versuchen (vgl. Kesselring 2003 S.147).

Allerdings hat die Moderne für die Frauen in der sogenannten 3. Welt ein „Doppelgesicht“, wie Renate Kreile (1997, 210) in ihrer Untersuchung zur Entwicklung der Geschlechterpolitik in den Ländern des mittleren Ostens formuliert: Sie bringt Machtverlust und neue Horizonte. Die Frauen aus den mittleren und oberen Schichten der städtischen Gesellschaft bekommen Zugang zu Bildung und neuen Berufen. Ihre Forderungen sind denen der westlichen Frauen sehr ähnlich (Moghissi 1999). Das ist dann plausibel, wenn deutlich wird, dass dieser Emanzipationsbegriff stark an die Möglichkeit gekoppelt ist, individuell über verschiedene Ressourcen zu verfügen. Das entspricht auch den Ergebnissen der Demokratieforschung (Welzel und Inglehart 1999) die zeigen, dass persönliche Autonomie als politische Forderung umso wichtiger wird, je mehr die Menschen individuell über Ressourcen wie Einkommen und Bildung verfügen. Insofern ist das westliche Emanzipationskonzept eng mit Individualisierungsprozessen verknüpft, die auf einem enormen Zuwachs an individuell verfügbaren Ressourcen basieren. Die neue Optionsvielfalt macht dann Entscheidungen notwendig, für die der Emanzipationsdiskurs Orientierung bieten kann.

Die armen Frauen hingegen sind auf familiäre und religiöse Netzwerke angewiesen. Das gilt nicht nur für die Frauen aus den verarmten Regionen der Megastädte des Südens, sondern auch für die Menschen in der Migration. So stellt etwa der 6. Familienbericht der Bundesregierung fest: „...für die sozialen Beziehungen von Migranten spielen Familie und Verwandtschaft die wichtigste Rolle. So sind es auch die durch Kettenmigration häufig sehr verzweigten Netzwerke der Zugewanderten, die hauptsächlich zu ihrer sozialen Integration in die deutsche Gesellschaft beitragen“ (BMSFSJ 2000: 201) Und weiter heisst es, dass wenn die Dienstleistungen von der Aufnahmegesellschaft erbracht werden müssten, die von den Verwandtschaften geleistet würden, dass diese personell und finanziell „außerordentlich aufwändig“ wären. Also auch in der Migration gilt es die Familienbande zu sichern und ein individualistisches Konzept von Befreiung kann für die Frauen in der Situation durchaus kontraproduktiv sein⁶.

Das Konzept individualistischer Autonomie, wie es im westlichen liberalen Feminismus vertreten wird, hat also sicherlich ebenso viel mit den ökonomischen Lebensverhältnissen

zu tun wie mit universalen Prinzipien der Frauenbefreiung. Oder anders formuliert: Jedes Konzept von Frauenbefreiung artikuliert sich in einem bestimmten kulturellen und ökonomischen Kontext und ist nicht jenseits davon angesiedelt. Das heisst nicht, dass nicht grundlegende Prinzipien wie die Freiheit von Zwang und Gewalt überall eingefordert werden müssen, sondern dass über diese elementaren Gemeinsamkeiten hinaus der Anspruch auf Menschenwürde und Gleichstellung sich je nach Kontext unterschiedlich artikulieren muss.⁷

Emanzipation und Dominanz

Der berufliche Aufstieg der deutschen einheimischen Frauen der letzten Jahre basiert zu einem nicht unerheblichen Teil auf der *ethnischen Unterschichtung* durch Migrantinnen und Migrantinnen. Aber auch im Privatbereich wird die Arbeit von Migrantinnen immer mehr zur Voraussetzung für die „Emanzipation“ der mittelständischen einheimischen Frauen. So sind die Mehrzahl der Hausangestellten heute Migrantinnen oder Frauen ohne Papiere.⁸ Damit wird Hausarbeit und Pflege als unqualifizierte, anspruchlose und schlecht bezahlte Arbeit abgewertet und in die Heimlichkeit abgedrängt. Diese Einstellung zur Hausarbeit verfestigt nicht nur den status quo der Menschen mit geringeren oder gar keinen Rechten, sondern unterläuft auch das Ringen um einen neuen Arbeitsbegriff aus feministischer Perspektive. Die *Ethnisierung der Hausarbeit* schreibt damit einen männlichen Arbeitsbegriff fort, der auf der Spaltung von Erwerbs- und Privatbereich basiert. Demgegenüber war es der Anspruch eines feministischen Arbeitsbegriffs, „Arbeit“ und Leben zusammen zu sehen und die verschiedenen Handlungslogiken zusammen zu führen und so eine eigene Vision jenseits der Spaltung von Erwerbs- und Hausarbeit zu

⁶ So meinte etwa eine Migrantin in einem Interview: „Freiheit ist für mich, mich auf andere verlassen zu können“ (Mertens u.ö.M.2005 ASFH) .

⁷ Allerdings hat die Individualisierung westlicher Gesellschaften auch ihre Kehrseite, was in Bezug auf die Frauenemanzipation etwa in ihrer Doppel- und Dreifachbelastung und ihre Gefährdung durch soziale Isolation zum Ausdruck kommt. Insofern überrascht es nicht, dass die Familienideologie derzeit eine neue Renaissance erlebt. Der Grenznutzen von immer weiter getriebener Selbstverwirklichung und Emanzipation würde abnehmen und deshalb müsse eine neue Balance zwischen Selbstverwirklichungswerten und Bindungswerten gefunden werden, so die Einschätzung von Familienforschern (Fellmeth und Lay 2002). D.h. dass auch eine individualistische Orientierung eines Korrektivs durch eine kollektivistische bedarf, wie auch eine kollektivistische ihrer Relativierung durch eine individualistische.

⁸ Vielfach pendeln hochqualifizierte Frauen aus dem ehemaligen Ostblock zwischen ihren Herkunftsregionen und ihren „heimlichen“ Arbeitsplätzen wie dies etwa Helma Lutz untersucht hat (2002). Auch Sabine Hess stellt fest, dass die Au Pair „Mädchen“ in Deutschland zu 90% aus dem Ostblock stammen (2002). Das führt nicht zuletzt zu einer Umwertung der Hausarbeit: Sie wird insofern kulturalisiert als die Anstellung der Au Pairs als ein Beitrag zur „Zivilisierung“ der „rückständigen“ Osteuropäerinnen verstanden wird. Ihre Indienstnahme wird als ein persönlicher Gefallen, als Entwicklungshilfe oder Bildungsprogramm verstanden – denn was „ist denn schon Hausarbeit“, „das sind ja kein schweren Arbeiten“ (S. 113), so zitiert sie die von ihr befragten Gastgeberinnen.

entwickeln. Das wäre gerade heute, da aufgrund der technischen Entwicklungen der Gesellschaft die Arbeit immer mehr auszugehen scheint, und eine neue Balance zwischen Erwerbsarbeit, Tätigkeit und Eigenarbeit gefunden werden muss besonders notwendig, will man nicht die Spaltung in gut verdienende, angesehene ArbeitsplatzbesitzerInnen und „wertlose Arbeitslose“ weiter fortschreiben (vgl. etwa Gorz 2002).

Weder die Emanzipation im Sinne eines beruflichen Aufstiegs noch die Entlastung von Haus- und Pflegearbeit hat die Strukturen des Geschlechterverhältnisses in der Mehrheitsgesellschaft angetastet, denn weder hat sich das Einkommensgefälle zwischen den Geschlechtern wesentlich verschoben, noch die Arbeitsteilung im Haushalt. Vielmehr wurde durch die Ethnisierung der Hausarbeit ihre Feminisierung aufrecht erhalten. Man könnte eher von einer *Retraditionalisierung* sprechen, wird diese Arbeit doch durch ihre Ethnisierung noch mehr abgewertet und aus der öffentlichen Sphäre ausgeschlossen. Forderungen nach gesellschaftlicher Aufwertung, oder gar Professionalisierung und angemessener Bezahlung treten so immer mehr in den Hintergrund.

Emanzipation wird in dem Zusammenhang zu einer Illusion, weil sie nicht auf Umverteilungen im Geschlechterverhältnis basiert, sondern auf der Hierarchie zwischen Frauen. Beim beruflichen Aufstieg wird Emanzipation mit ethnische Privilegierung verwechselt, und diese wird wiederum über das hegemonialen Modell emanzipierter Weiblichkeit absichert. So war das Kopftuch kein Problem, solange es die Putzfrau trug. Erst als es auch angehende Lehrerinnen, Richterinnen und Ärztinnen anlegten wurde es zum Stein des Anstoßes. Damit wird zugleich eine weitere Illusion genährt, nämlich dass in Bezug auf die Emanzipation für die deutschen Frauen kein Handlungsbedarf mehr bestehe, da ja die „deutsche Frau“ emanzipiert sei.

Nun steht für die Mehrheitsfrauen nicht mehr das Geschlechterverhältnis im Vordergrund, sondern sie arbeiten sich vor allem an der Kontrastierung zwischen sich und der unterdrückten Anderen Frau ab. Die Emanzipation der privilegierten Frauen wird an ihrem Abstand zu ihrem Gegenbild gemessen, nicht mehr an ihrer Position in Bezug auf die Männer. Es scheint, wie wenn die Geschlechterhierarchie durch eine ethnische Hierarchie kompensiert wird und sich so der Kampf um eine gerechtere geschlechtsspezifische immer mehr Arbeitsteilung erübrigt. Das Geschlechterverhältnis wird vom Veränderungsdruck entlastet, der Konfliktstoff wird gewissermaßen externalisiert. Entsprechend engagiert sind auch plötzlich viele Männer der Mehrheitsgesellschaft in

Sachen Gleichberechtigung, geht es doch nun vor allem um die Diskreditierung der eingewanderten Frauen als unterdrückte.

Weitere Perspektiven

Die Analyse ethnischer Hierarchien zwischen Frauen unterstellt eine Homogenität der Frauen der Mehrheitsgesellschaft einerseits und der Frauen mit Migrationshintergrund andererseits. Damit wird zwar ein wichtiger Aspekt herausgearbeitet, andere jedoch wiederum in den Hintergrund gedrängt. So wird dabei etwa die Hierarchie zwischen Migrantinnen nicht berücksichtigt. Aber auch zwischen ihnen wächst die soziale Kluft und zwar insbesondere die zwischen Arbeits- und ArmutsmigrantInnen auf der einen Seite gegenüber ElitemigrantInnen auf der anderen. Die extremen Pole dieser Kluft repräsentieren auf der einen Seite ManagerInnen, WissenschaftlerInnen, Diplomatinnen und MitarbeiterInnen weltweit agierender NGOs und auf der anderen Seite eine Klasse „neuer Sklaven“, die etwa im Zuge von Frauenhandel in die reichen Länder geschleust werden und dort ohne Papiere unter unwürdigsten Bedingungen leben müssen. Das könnte bedeuten, dass die ökonomische Spaltung eine immer größere Bedeutung bekommt im Vergleich zu geschlechtsspezifischen und ethnischen Hierarchien

Diese sich im Zuge der Globalisierung immer weiter verstärkenden Tendenzen sozialer Spaltung quer zu unterschiedlichen Kategorien, wird sicherlich auch zu neuen politischen Allianzen führen sowohl auf der Seite der Ausgegrenzten wie auch auf Seiten der Etablierten. So ist es z.B. die Frage, ob die Kopftuchdebatten in den westlichen Ländern nicht Ausdruck einer solchen neuen Allianz sein könnten: Auffallend an diesen Debatten ist doch, dass noch nie so viele Menschen aus allen politischen Lagern sich so sehr für die „Gleichstellung von Frauen“ engagiert haben, Männer wie Frauen gleichermaßen und zwar auch mit unterschiedlichem ethnischen Hintergrund. Diese Diskussion in westlichen Ländern schließt damit durchaus an solche in muslimisch geprägten Ländern an, in denen oft die mittleren und oberen Schichten der städtischen Gesellschaft sich als säkularisierten Eliten begreifen und mit ihrem westlichen Lebensstil ihren gehobenen Status ausdrücken. Wie auch immer das Kopftuchverbot motiviert sein mag, es hat auf alle Fälle nicht nur die Verstärkung einer weiblichen „ethnic underclass“ in Bezug auf die Mehrheitsangehörigen zur Folge, sondern trägt vermutlich auch zu einer Polarisierung zwischen den Angehörigen ethnischer Minderheiten bei.

Literatur

- Arnade, Sigrid. (1992): Weder Küsse noch Karriere. Erfahrungen behinderter Frauen. Frankfurt/Main: Fischer.
- Barwig, Gerlinde & Busch, Christiane. (1993): "Unbeschreiblich weiblich!?" Frauen unterwegs zu einem selbstbewußten Leben mit Behinderung. München: AG SPAK Bücher.
- Beauvoir, Simone (1968): Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau. Rowohlt: Reinbek
- Becker-Schmidt, Regina (1987): Frauen und Deklassierung. Geschlecht und Klasse. In: Ursula Beer (Hrsg.), Klasse Geschlecht Feministische Gesellschaftsanalyse und Wissenschaftskritik (S. 213-266). Bielefeld: AJZ-Verlag/FF1.
- Beer, Ursula (1990) Geschlecht. Struktur, Geschichte. Frankfurt: Campus
- BMFSFJ Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2000): Familien ausländischer Herkunft in Deutschland. Leistungen, Belastungen, Herausforderungen. Sechster Familienbericht. Berlin
- Bourdieu, Pierre (1985): Sozialer Raum und ‚Klassen‘. Zwei Vorlesungen. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (1997): Die männliche Herrschaft. In: Irene Dölling & Beate Kraus (Hrsg.), Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis (S. 153-217). Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Butler, Judith (1995): Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts. Berlin: Berlin Verlag.
- Castro Varela, María do Mar & Clayton, Dimitria (Hrsg.) (2003): Migration, Gender, Arbeitsmarkt. Königstein/Ts: Ulrike Helmer.
- Castro Varela, M. aria do Mar & Dhawan, Nikita (2005): Postkoloniale Theorie Eine kritische Einführung. Bielefeld: transcript.
- Cooper, Davina (2004): Challenging Diversity. Rethinking Equality and the Value of Difference. Cambridge: University press.
- Crenshaw, Kimberle (1998): Demarginalizing the Intersection of Race and Sex. A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine, Feminist Theory, and Antiracist Politics. In: Anne Phillips (Hrsg.), Feminism & Politics (S. 314-343). Oxford: Oxford University Press.
- Elias, Norbert & Scotson, John L. (1990): Etablierte und Außenseiter. Frankfurt/Main.: Suhrkamp.
- Erel, Umut (2004): Paradigmen kultureller Differenz und Hybridität. In: Martin Sökefeld (Hg.), Jenseits des Paradigmas kultureller Differenz Neue Perspektiven auf Einwanderer aus der Türkei (S. 35-51). Bielefeld: transcript.
- Fellmeth, Rainer & Lay, Conrad (2002): Totgesagt u doch lebendig. In: Peter Kemper & Ulrich Sonnenschein (Hrsg.), Globalisierung im Alltag (S. 179-190). Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Fraser, Nancy (2001): Die halbierte Gerechtigkeit Gender studies. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Frauen gegen Antisemitismus (1993): Der Nationalsozialismus als Extremform des Patriarchats? Zur Leugnung der Täterschaft von Frauen und zur Tabuisierung des Antisemitismus in der Auseinandersetzung mit dem NS. In: Sozialwissenschaftliche Forschung & Praxis für Frauen e. V. (Hrsg.), Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis (Bd. 35, S. 77-89). Köln
- Frerichs, Petra (1997): Klasse und Geschlecht 1. Arbeit. Macht. Anerkennung. Interessen. In: Sozialstrukturanalyse (Bd. 10). Opladen: Leske & Budrich.
- Giesen, Bernhard (1999): Kollektive Identität. Die Intellektuellen und die Nation 2. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Gravenhorst, Lerke & Tatschmurat, Carmen (Hrsg.) (1990): Töchter - Fragen: NS-Geschichte. Freiburg im Breisgau: Core.
- Hall, Stuart (Hg.) (1992). The west and the rest: discourse and power. In: Stuart Hall & Bram Gieben (Hrsg.), Formations of Modernity (S. 275-331). Cambridge: The Open University.
- Hess, Sabine (2002): Au Pairs als informalisierte Hausarbeiterinnen - Flexibilisierung und Ethnisierung der Versorgungsarbeiten. In: Claudia Gather, Birgit Geissler & Maria S. Rerrich

- (Hrsg.), Weltmarkt Privathaushalt Bezahlte Haushaltsarbeit im globalen Wandel (S. 103-119). Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Hradil, Stefan (1987): Sozialstrukturanalyse in einer fortgeschrittenen Gesellschaft. Von Klassen und Schichten zu Lagen und Milieus. Opladen: Leske & Budrich.
- Kesselring, Thomas (2003): Ethik der Entwicklungspolitik. Gerechtigkeit im Zeitalter der Globalisierung. München: Beck.
- Klinger, Cornelia (2003): Ungleichheit in den Verhältnissen von Klasse, Rasse und Geschlecht. In: Gudrun-Axeli Knapp & Angelika Wetterer (Hrsg.), Achsen der Differenz Gesellschaftstheorie und feministische Kritik II (S. 14-48). Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Klinger, Cornelia & Knapp, Gudrun-Axeli (2005): Achsen der Ungleichheit - Achsen der Differenz Verhältnisbestimmungen von Klasse, Geschlecht, „Rasse“/ Ethnizität. Transit Nr. 29 S.21-29
- Kreile, Renate (1997): Politische Herrschaft, Geschlechterpolitik und Frauenmacht im Vorderen Orient. Pfaffenweiler: Centaurus.
- Lenz, Ilse (1995): Geschlecht, Herrschaft und internationale Ungleichheit. In: Regina Becker-Schmidt & Gudrun-Axeli Knapp (Hrsg.), Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften. S.19-46. Frankfurt/Main.
- Lutz, Helma (2002): Transnationalität im Haushalt. In: Claudia Gather, Birgit Geissler & Maria S. Rerrich (Hrsg.), Weltmarkt Privathaushalt Bezahlte Haushaltsarbeit im globalen Wandel (S. 86-102). Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Mamozai, Martha (1982): Schwarze Frau, weiße Herrin. Frauenleben in den deutschen Kolonien. Reinbek: Rowolth.
- Moghissi, Haideh (1999): Feminism and Islamic Fundamentalism. London & New York: Zed Books.
- Morris Jenny (1997): Encounters with Strangers Feminism and Disability. London: The Women's Press.
- Rommerspacher, Birgit (1995): Dominanzkultur. Berlin: Orlanda.
- Rommerspacher, Birgit (1999) Behindertenfeindlichkeit. Ausgrenzungen und Vereinnahmungen. Göttingen: Lamuv
- Rommerspacher, Birgit (2002): Anerkennung und Ausgrenzung. Deutschland als multikulturelle Gesellschaft. Frankfurt/Main & New York: Campus.
- Thürmer-Rohr, Christina (1988): Mittäterschaft und Entdeckungslust. Berlin
- Vester, Michael & Gardemin, Daniel (2001): Milieu und Klassenstruktur. Auflösung Kontinuität oder Wandel der Klassengesellschaft? In: Claudia Rademacher & Peter Wiechens (Hrsg.), Geschlecht Ethnizität Klasse Zur sozialen Konstruktion von Hierarchie und Differenz (S. 219-274). Opladen: Leske & Budrich.
- Welzel, Christiane & Inglehart, Ronald (1999): Analysing Democratic Change and Stability: A Human Development Theorie of Democracy. In: WZB (Hrsg.), Discussion Paper FS III 99-202. Berlin:
- West, Candace & Zimmermann Don H. (1991): Doing gender. In: Judith Lorber & Susan H. Farell (Hrsg.), The Social Construction of Gender. Newbury Park, London & New Delhi:
- Young, Iris Marion (1990): Justice and the politics of difference. New Jersey & Oxford: Princeton.
- Yuval-Davis, Nira (2001): Geschlecht und Nation. Emmendingen: die brotsuppe.